

halte, sondern unlöslich gebunden an die Person Jesu, den Offenbarer des Vaters und das uns zugewandte Antlitz des unsichtbaren Gottes. Zugang zu dieser Wahrheit gewinnt nur, wer sich einläßt in der glaubenden Nachfolge: „Wer die Wahrheit tut, kommt zum Licht . . .“ Diese Wahrheit tritt nicht rechthaberisch fordernd oder fanatisch werbend auf, sondern öffnet Lebensmöglichkeiten, wie es ein Gedicht von Ingeborg Bachmann in eindrücklichen Metaphern anklingen läßt: „Was wahr ist, rückt den Stein von deinem Grab . . . was wahr ist, schafft nicht Zeit, es macht sie wett . . . was wahr ist, zieht der Erde einen Scheitel . . . Du haftest in der Welt, beschwert von Ketten, doch treibt, was wahr ist, Sprünge in die Wand . . .“<sup>15</sup>

Jürgen Werbick  
 „Ein anderes  
 Fundament kann  
 niemand  
 legen . . .“

Glaube zwischen  
 Wahrheits-Treue und  
 Fundamentalismus

*Wie steht es um die Fundamente unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens? Fallen sie dem Ansturm wirtschaftlicher Krisen oder dem Umweltgift „Alltags-Zynismus“ zum Opfer? So breit ist die Fragestellung der folgenden Überlegungen, auch wenn sie im wesentlichen das Verständnis der Fundamente unseres Glaubens und ihre sich zum Teil vom Ursprung entfernende Entwicklung behandeln. Wie im Zeitalter der Glaubensspaltung stellt sich die Frage nach den Fundamenten des christlichen Glaubens und Lebens heute mit neuer Dringlichkeit. Während Descartes das Problem mit „Vernunftgewisheiten“ zu lösen versucht hat, sieht Pascal in Gott selbst ein tragfähiges Fundament für den Menschen. Die Folge des Verlangens nach fundamentalen Sicherheiten sind fundamentalistische Optionen und Überzeugungen, die aber verhindern, daß die Menschen die Wahrheit als Prozeß und als Weg erleben.* red

1. Die Frage nach den  
 Fundamenten

Wer nach den Fundamenten fragt, der will sich ihrer vergewissern – weil sie erschüttert, gar geborsten scheinen; vielleicht auch, weil bei den mehr oder weniger prächtigen Gebäuden und Luftschlössern, die man mit der Zeit errichtet hat, das „Fundamentale“ aus dem Blick geraten ist. Vielen Zeitgenossen wird es so gehen, daß sie – mit Erschrecken, mit leiser Unruhe oder lauter Schadenfreude – feststellen, wieviel doch in ihrem Leben, im gesellschaftlichen Zusammenleben auf Sand gebaut ist und

<sup>15</sup> Ingeborg Bachmann, Was wahr ist, in: Die gestundete Zeit – Anrufung des großen Bären, München 1981 (Piper) 107.



beim ersten Ansturm widriger Winde einstürzt (Mt 7, 25 par). Die Fundamente unseres Bildungssystems, die Fundamente der öffentlichen und der „privaten“ Moral, unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens – sie scheinen unter dem Ansturm wirtschaftlicher Krisen oder auch nur unter Einwirkung von „Umweltgiften“ wie dem Alltags-Zynismus und schicker Skepsis zu zerbröseln. Liegt das nur daran, daß man sich auf zweifelhafte Fundamentierungen eingelassen und dabei die wirklich verlässlichen Fundamente sträflich ignoriert hat? Oder womöglich daran, daß man auf verlässliche Fundamente überhaupt meinte verzichten zu können?

Die Frage nach den Fundamenten trifft eine Unterscheidung, die – auch in der Kirche – ganz und gar nicht selbstverständlich oder leicht zu treffen ist: die *zwischen dem Vorgegebenen und dem Aufgegebenen*, zwischen dem Gründenden, in seiner „tragenden“ Bedeutung vom Menschen nicht ohne weiteres selbst Herstellbaren, und dem darauf zu Gründenden, in menschlicher (gesellschaftlicher) Verantwortung Aufzubauenden. Wo diese Unterscheidung ernsthaft vollzogen wird, da ist in irgendeiner Weise *Glauben* im Spiel, der Glaube an ein Verlässliches, dessen Verlässlichkeit man nicht einfach selbst garantieren und verbürgen kann. Schon Paulus macht das mit aller Schärfe deutlich. Wer in der Gemeinde von Korinth so tut, als sei mit der Zugehörigkeit zur „Partei“ des Apollos oder auch des Paulus der Grund eines heilsamen Glaubens schon gelegt, der muß sich sagen lassen: Prediger und Gemeindegründer sind allenfalls „Baumeister“, die das Fundament, auf dem sie zu bauen anfangen, selbst nicht gegründet haben. „Denn einen anderen Grund kann niemand legen als den, der *gelegt ist*: Jesus Christus“ (1 Kor 3, 11). Auf diesem Grund mag den Bau der Gemeinde weiterbauen, wer dazu vom Geist berufen ist, mit den Gaben und „Materialien“, die der Geist ihm gewährt.

Bereits eine Generation später wird diese Fundamental-Unterscheidung deutlich anders getroffen. Das Haus ist gebaut; und es ist das gemeinsame Haus für Juden und Heiden. Diejenigen, die es gebaut und fest gegründet haben – die Apostel und die Propheten der ersten Generation –, sind nun das Fundament; Jesus Christus aber ist der Schlußstein, der den hoch aufragenden Bau zusammenhält, ihm von oben her Stabilität verleiht (vgl. Eph 2, 20 f). Und noch eine Generation später ist es die Kirche, von der nun gesagt werden darf, sie sei „Säule und Fundament der Wahrheit“ (1 Tim 3, 15). Die Kirche identifiziert sich selbst immer deutlicher als das Fundamentale,



in das die einzelnen Glaubenden sich einlassen, auf das sie sich glaubend verlassen dürfen.

Dieser im Neuen Testament schon greifbare und in der Kirchengeschichte vielfach aufweisbare Identifizierungsprozeß ist durchaus prekär. Die Gefahr ist ja nicht von der Hand zu weisen, daß die Kirche sich in unzulässiger Weise mit dem Fundament *identifiziert*, auf das ja auch sie – und gerade sie – gebaut ist, mit dem einzigen Fundament, das diesen Namen wirklich verdient: Jesus Christus. Diese Selbst-Identifizierung der Kirche als Fundament geht offenkundig auf das Bedürfnis zurück, den Halt und die Verlässlichkeit konkret zu spüren, von dem (bzw. von der) die Glaubenden sich getragen wissen – mitten in den Abgründen, von denen die „Nichtglaubenden“ hoffnungslos verschlungen werden. Woran man sich halten kann, das soll möglichst greifbar nahe sein, das soll von den „institutionellen“ kirchlichen Realitäten verbürgt und dargestellt werden.

Die Zwiespältigkeit solcher Identifikation wird offenkundig, wo die Institution Kirche selbst in den Zusammenbruch mit hineingerissen scheint – also etwa im Zeitalter der Glaubensspaltung und der „Glaubens“-Kriege und verschärft in der kirchlichen Gegenwart. Hier wird die Frage nach den Fundamenten, gerade weil sie sich nicht mehr von selbst beantwortet, mit neuer Dringlichkeit auf die Tagesordnung gesetzt und mit neuer Radikalität erfragt.

## 2. Der Rückgang auf das unerschütterte Fundament – auf die gemeinsame „Basis“

René Descartes hat die Metapher des *fundamentum inconcussum* zur Zentralmetapher des philosophischen Rationalismus gemacht. Die Auseinandersetzungen des 15. und 16. Jahrhunderts hatten die vordergründigen und vorläufigen Gewißheiten zertrümmert. Nun geht es ums Wegräumen und um die Freilegung eines Fundaments, das von den konfessionellen Kontroversen, in denen der Zweifel an dem vom Gegner Angenommenen zum politischen Kampfmittel wurde, nicht mehr in Mitleidenschaft gezogen werden kann. „Methodisch“ zweifelnd will Descartes „so lange weiter vordringen, bis ich irgend etwas Gewisses oder, wenn nichts anderes, so doch wenigstens das für gewiß erkenne, daß es nichts Gewisses gibt. Nichts als einen festen und unbeweglichen Punkt verlangte Archimedes, um die ganze Erde von ihrer Stelle zu bewegen, und so darf auch ich Großes hoffen, wenn ich auch nur das geringste finde, das sicher und unerschütterlich ist.“<sup>1</sup> Der Zweifel zwingt den denkenden Menschen, sich durch zweifelhafte „Plausibilitä-

<sup>1</sup> René Descartes, *Meditationes de Prima Philosophia* II/1.



ten“, wie sie den Applaus der Menge (der „Parteien“) finden mögen, hindurchzufragen zu jener fundamentalen Gewißheit, die sich vernünftigerweise nicht mehr in Zweifel ziehen läßt: zu der in einer letzten Gottesgewißheit gründenden Selbstgewißheit des „Ich denke, also bin ich“.

Das unerschütterte und unerschütterliche Fundament des Wissens und des gesellschaftlichen Zusammenlebens mußte tiefer liegen als konfessionell-traditionell-kirchliche Basisgewißheiten. Es mußte in einer *Prinzipiengewißheit* gegeben sein, die sich von den unterschiedlichen konfessionellen Positionen her nicht mehr in Frage stellen ließ und deshalb auch nicht mehr zum Anlaß einer immer schon mit Kriegsgefahr verbundenen Auseinandersetzung werden konnte. Die konfessionellen Theologien versuchten freilich ihrerseits, ein *fundamentum inconcussum* für sich zu reklamieren, sei es die Autorität der verbal inspirierten Heiligen Schrift, sei es die Autorität eines unmittelbar in Gottes Autorität gründenden kirchlichen Lehramts. Sie sahen sich damit sowohl dem jeweils konkurrierenden konfessionellen Fundamental-Anspruch wie auch dem Fundamental-Anspruch der Vernunft gegenüber und konnten den eigenen Anspruch nur durch „Verdoppelung des Einsatzes“ – durch methodische Durchbildung der eigenen konfessionellen Selbstvergewisserung und durch schärfere polemische Zurückweisung der jeweils anderen Fundamental-Ansprüche – aufrechterhalten.

Daneben gab es freilich auch Kompromißversuche, die über die aussichtslose Konkurrenz von Fundamental-Ansprüchen hinaus zur Formulierung einer von allen „Parteien“ akzeptierbaren *Basis* kommen wollten. Hierher gehörten auf seiten der Philosophie die vielfältigen Versuche zur Ausformulierung einer „Vernunftreligion“ (Hume, Lessing, Kant), in der reformierten und der lutherischen Theologie immerhin auch die Aufstellung von *Fundamentalartikeln*, in denen das allen Konfessionen gemeinsame *fundamental Christliche* zusammengefaßt sein sollte. Worauf man sich einigen konnte, das schien auch das Fundamentale zu sein. Zur Philosophie hin lag das Einigungsfähige eher im „vernünftigen Gottesgedanken“; zu den anderen konfessionellen Traditionen schien das gemeinsame „fundamentum fidei substantiale“ eher in Gottes Dreieinigkeit bzw. im Heilswerk des göttlichen Mittlers Jesus Christus gegeben. So lag die vielfach bergwöhnte Gefahr solcher Konsensversuche gewiß darin, daß die Einigung jeweils beim kleinsten gemeinsamen Nenner gesucht und mit verschiedenen Gesprächspart-



nern bei verschiedenen kleinsten gemeinsamen Nennern gesucht wurde. Bemerkenswert scheint immerhin, daß sich schon seit dem 17. Jahrhundert in reformierter und lutherischer Dogmatik mit der Unterscheidung der Glaubenslehre in Fundamentalartikel und „weniger fundamentale“ Artikel, bei denen ein Dissens keine kirchentrennenden Konsequenzen haben muß, eine Fragestellung abzeichnet<sup>2</sup>, die dann erst das Zweite Vatikanische Konzil unter dem Titel „Hierarchie der Wahrheiten“ katholischerseits aufnimmt.

### 3. Der Abgrund, den nur Gott selbst ausfüllen kann (Pascal)

Die Fundament-Gewißheit der Aufklärungsphilosophie ging aus methodisch-vernünftiger *Selbst*-Vergewisserung hervor: Die menschliche Vernunft konnte in sich selbst eine tragfähige Basis aufweisen, auf der sich sicheres Wissen aufbauen ließ, von der her sich eine sichere Unterscheidung von wahr und falsch begründen ließ. Aber war diese Selbst-Gewißheit nicht selbst bodenlos, jedenfalls oberflächlich und vordergründig, da sie den Abgrund des vernünftig sein wollenden Menschen in sich selbst – den Abgrund seiner „lebensweltlichen“ Existenz – gar nicht wahrnimmt? Pascal spricht diese Bodenlosigkeit rationaler Selbstvergewisserung gegen Descartes deutlich aus: „Wir verbrennen vor Sehnsucht, einen festen Ort und ein endgültiges bleibendes Fundament zu finden, um einen Turm darauf zu bauen, der sich bis ins Unendliche erhebt; aber alle unsere Fundamente bersten, und die Erde tut ihre Abgründe auf.“<sup>3</sup> Der Mensch ist in sich ein Abgrund von Unerfülltheit und Angst, von Unbegründbarkeit und Haltlosigkeit. Wer sich in diesen Abgrund hineinwagt, den überkommt der „Schwindel der Freiheit“, der *Beliebigkeit*, der Unbegründbarkeit seiner Optionen, der *Gleich-Gültigkeit*, die ihn wohllos nach allem greifen läßt, was ihm Halt zu versprechen scheint; Sören Kierkegaard hat diese Abgründigkeit menschlicher Existenz mit geradezu prophetischer Klar-

<sup>2</sup> Georg Calixt (1586–1656) etwa vertritt die Auffassung, durch das Zurückgehen auf den „consensus antiquitatis“ (den Konsens der Alten Kirche; sein Zeitgenosse Johann Georg Dorsche prägt die verbreitete Formel „consensus quinquesaecularis“) könnten die konfessionellen Differenzen entschärft werden; vgl. den informativen TRE-Aufsatz von W. Joest zu den Fundamentalartikeln (Bd. 11, 727–732). Für die „katholische Vorgeschichte“ des Themas steht immerhin Thomas von Aquin mit seiner Unterscheidung der credenda, die per se auf das Heil der Menschen bezogen sind, von alle dem, was die Bibel zur Darstellung und Beleuchtung des Handelns Gottes in der Geschichte erzählt (Summa theologiae II/II, q. 1, a. 6). Zur „katholischen Nachgeschichte“ des Themas „consensus antiquitatis“ wäre etwa auch Josef Ratzingers Bemerkung zu rechnen, Rom müsse von der Ostkirche „nicht mehr an Primatslehre fordern, als auch im ersten Jahrtausend formuliert und gelebt wurde“ (Theologische Prinzipienlehre, München 1982, 209).

<sup>3</sup> B. Pascal, Gedanken (= Pensées), dt. nach der „endgültigen Ausgabe“ von F. Strowski hg. von W. Rüttenauer, Birsfelden–Basel (o. J.), Aph. 315 (S. 152).



heit beschrieben.<sup>4</sup> In diesem Abgrund kann – so wiederum Pascal – nur der wirklich Rettung und Halt finden, der ihn nicht selbst aufzufüllen sucht mit den „kleinen“ Vernunftgewißheiten, sondern sich glaubend in ihn hineinwagt, darauf vertrauend, daß es der unendliche Gott allein ist, von dem dieser Abgrund „ausgefüllt“ werden kann und ausgefüllt wird.<sup>5</sup> Der Mensch muß sich als nicht in sich selbst gegründet erfahren und aushalten; er muß seine hilflosen Selbst-Gründungsversuche als solche durchschauen und an ihnen „verzweifeln“, sich so hindurchfragen und hindurchzweifeln auf den hin, der ihm jenseits seiner selbst – jenseits aller Selbstgewißheit – verlässlicher Grund seiner Glaubensgewißheit sein will; das ist die Fundamental-Gewißheit jener – vor allem evangelischen – Theologien, die im 20. Jahrhundert Kierkegaards Existenzanalyse weitergeführt haben. Diese Fundamental-Gewißheit vollzieht mit aller Konsequenz jene Grundunterscheidung, von der oben die Rede war: die Unterscheidung des verlässlich Gründenden von dem auf es sich Gründenden, die Unterscheidung des Fundaments, das in Jesus Christus *gelegt ist*, von allen Versuchen, den Grund durch menschliche (wissenschaftliche) Bemühungen oder kirchliche Garantien selbst zu legen. Was Menschen an Grund-Legung leisten, das ist – auch in der theologischen Wissenschaft, etwa in der Exegese – umstritten und überholbar; das ist – wo kirchliche Instanzen verlässliche Sicherheit herstellen wollen – allzu oft mit der Verdrängung der abgründigsten Probleme verbunden. Verlässlich ist allein Gottes Wahrheit, wie sie uns in seiner Selbstoffenbarung gegeben ist. Auf sie hin müssen die Glaubenden sich selbst verlassen und ihr Streben nach Selbst-Vergewisserung hinter sich lassen. Aber wie ist uns die Gottes-Wahrheit verlässlich zugänglich? Muß man sich des Zugangs zu ihr nicht mit einer Stringenz vergewissern können, die uns von allem Zweifeln daran befreit, ob wir uns wirklich auf das unbedingt verlässliche göttliche Fundament – auf Gottes verlässliche Wahrheit – gründen und nicht doch wieder nur auf fehlbare menschliche Vermittlungsgestalten? Muß sich nicht doch jene Prinzipienngewißheit erreichen lassen, in der dem Glaubenden – nach dem Vorbild der Fundamental-Gewißheit Descartes' – *unmittelbar* einleuchtet, daß hier Gott selbst den Grund des Glaubens und allen Glaubenswissens legt und eben nicht irrtumsfähige Menschen? Wer fundamentale Sicherheiten will, der muß sich eines

#### 4. Fundamentale Sicherheiten?

<sup>4</sup> Vgl. von ihm etwa: Der Begriff der Angst, dt. hg. von H. Diem und W. Rest, in: Die Krankheit zum Tode und anderes, Köln 1956, 441–640.

<sup>5</sup> Vgl. Pensées, Aph. 225.



unmittelbaren Wahrheitszugangs versichern und die Unsicherheit menschlicher Vermittlung irgendwie ausschalten können. Er muß sich dafür entscheiden, *einen Vermittlungsvorgang absolut zu setzen*, will heißen: als unmittelbar von Gott selbst gewirkt aus dem Bereich menschlicher Fehlbarkeit auszugrenzen. Die Theorie der Verbal-Inspiration versucht dies für den Bibeltext, der hier – durch Wunder beglaubigt – unmittelbar als göttliches Wort gilt; extreme katholisch-traditionalistische Positionen versuchen dies für das hierarchische Lehramt, das ihnen als der Ort einer unmittelbaren Gegenwart des Heiligen Geistes in seiner Kirche gilt. Die innere Widersprüchlichkeit solcher – im eigentlichen Sinne – *fundamentalistischer Optionen* liegt freilich darin, daß sie mit ihrer jeweiligen Entscheidung für diesen oder jenen unmittelbaren Wahrheitszugang die Sicherheit selbst verbürgen, mit der sie sich auf ein göttliches fundamentum inconcussum gegründet wissen. Die Wahrheit, derer sie sich teilhaftig wissen, ist zwar Gottes Wahrheit; aber sie ist den Glaubenden – als Buch – geschenkt und/oder dem Lehramt – als von ihm vollmächtig auszulegendes „depositum fidei“ (bzw. Depositum der göttlichen Offenbarung) – übergeben, so daß sie denen, denen sie von Gott übergeben wurde, jedenfalls insoweit *zu eigen ist*, daß sie in Glaubensfragen mit großer, geradezu unerschütterlicher *Selbst-Gewißheit* zwischen wahr und falsch unterscheiden können.<sup>6</sup> Diese Selbst-Gewißheit erscheint ihnen nicht als Anmaßung, weil sie sich unerschüttert und unerschütterlich – ganz unmittelbar – auf das unerschütterliche Fundament der göttlichen Wahrheit gegründet wissen.

Die Fundament-Metapher ist für christliches Glaubensverständnis offenbar ebenso unerlässlich wie prekär. Je „wörtlicher“ – „statischer“ – man sie nimmt, desto größer scheint die Versuchung, das Gründende zu vereinnahmen und des Verlässlichen *habhaft* werden zu wollen: Das Gründenddürfen auf dem von Gott selbst gegründeten Fundament gibt *unmittelbar* Anteil an dessen Stabilität; die auf das Fundament gegründete Kirche (bzw. das Lehramt, das diese Gründung immer wieder neu vollzieht und verbürgt) wird aufgrund dieses unmittelbaren Ge Gründetseins in der göttlich-verlässlichen Wahrheit selbst zum Gewißheit verbürgenden Fundament für all jene, die sich in Gottes Wahrheit gründen

<sup>6</sup> Bischof Krenn kann sich deshalb auch gar nicht vorstellen, im Unrecht – in der Unwahrheit – zu sein, es sei denn – was ausgeschlossen werden darf –, Gott selbst wäre im Unrecht und müßte deshalb „zurücktreten“ (vgl. Münchener Katholische Kirchenzeitung vom 27. Juni 1993, S. 2: Krenn wehrt sich: „Ich habe die Wahrheit“).



wollen. So kann die Fundament-Metapher der *Identifikation* mit dem Gründenden Vorschub leisten, damit aber auch der unmittelbaren Inanspruchnahme der gründenden Wahrheit für eine Kirche, die so, wie sie hier und jetzt ist, an dieser gründenden Wahrheit partizipiert und sie vollmächtig gegen alle „Abweichler“ geltend macht; für eine Kirche, die gar nicht anders sein kann, weil sie so, wie sie jetzt ist, das Fundament ist, das nicht verändert, sondern nur untergraben oder eben in seiner Stabilität geschützt werden kann.

5. Wahrheit als  
Fundament –  
Wahrheit als Weg

Es käme darauf an, dieser Suggestivität der Fundament-Metapher nicht allein das Feld zu überlassen. Die Fundament-Metapher ist unerlässlich; aber sie kann nicht allein ausschlaggebend sein, wenn es darum geht, zur Sprache zu bringen, wie Gott den Glaubenden in Jesus Christus zum verlässlichen Grund und „Rückhalt“ ihres Lebens und Glaubens geworden ist. Es besteht Anlaß, daran zu erinnern, daß Jesus Christus seiner Gemeinde *im Heiligen Geist* als der Gründende gegenwärtig ist; und das hieße dann „fundamental“: als die geistdurchatmete Leidenschaft Gottes für Gerechtigkeit und Liebe, für ein Leben, das diesen Namen wirklich verdient und dazu bestimmt ist, von Gott in der Liebe vollendet zu werden. Wer sich von dieser Leidenschaft ergreifen und in Anspruch nehmen läßt, der wird in den Fußspuren Jesu Christi, des Gekreuzigten (vgl. 1 Petr 2, 21), je neu seinen Weg der Nachfolge und des Zeugnisses zu identifizieren haben; der wird in der Gemeinschaft der Glaubenden immer wieder neu zu fragen haben, wohin Gottes Geist ihn auf dem wahrhaft verlässlichen Weg der Nachfolge führen wird; der wird sich in der Weggemeinschaft des „Volkes Gottes“ zusammen mit den Weggenossinnen und -genossen auf dem Weg der Christus-Nachfolge immer wieder zu den nun notwendigen nächsten Schritten *weiterfragen*.

Die *Weg-Metapher* könnte ein wichtiges Pendant zur Fundament-Metapher sein.<sup>7</sup> Sie bringt zur Geltung, daß Gottes verlässliche Heils-Wahrheit die Wahrheit einer Herausforderung ist, in die hinein die Glaubenden *sich wagen* dürfen: Wahrheit als jene kraftvolle, verheißungsvoll-verlässliche Herausforderung, auf die hin Glaubende sich in Gottes Geschichte mit den Menschen, ja, in Gott selbst hineinwagen und es wagen, den Götzen der Sicherheit und der „geordneten Verhältnisse“ die Loyalität aufzukündigen.

Die Wahrheit, die zur Nachfolge provoziert und ermu-

<sup>7</sup> Vgl. dazu mein Buch: *Vom entscheidend und unterscheidend Christlichen*, Düsseldorf 1992, besonders die Kapitel 2 und 3.



tigt, bedarf gemeinschaftlicher Vergewisserung; bedarf immer wieder der Ortsbestimmung und der „Richtungs-Entscheidung“. In solchen Entscheidungen wagt es die Weggemeinschaft des Volkes Gottes und Jesu Christi, die Wahrheit, die *Er* ist, die Er ist als der Weg, der den Gläubenden zum Leben eröffnet ist (vgl. Joh 14, 6), in konkreten Krisensituationen zu identifizieren, um die Weggenossen so vor Irrwegen zu schützen oder zu einem neuen Aufbruch herauszufordern. Wo solche Entscheidungen in Abgrenzung zu elementaren Mißverständnissen des Weges Jesu Christi das entscheidend Christliche – das, was den Weg in den Spuren Jesu Christi ausmacht – in gemeinschaftlicher Verantwortung vor dem bisherigen Weg der Kirche formulieren, da bringen sie in der Kraft des Heiligen Geistes jene Fundamental-Wahrheit zur Geltung, auf die Christen sich einlassen dürfen, weil es die Heils-Wahrheit des den Menschen in Jesus Christus nahegekommenen Gottes selbst ist.

Wahrheit nicht habbar

Aber diese Wahrheit ist nicht *habbar*; sie ist und bleibt jene unverfügbare, aufs Ganze gehende Herausforderung, die man niemals definitiv formuliert und so „hinter sich“ haben kann, die man nur in Jesu Sendung „anschauen“, seiner Verkündung ablauschen und dann bezeugen kann, der man sich überlassen darf in der Zuversicht, daß sie im Zeugnis derer, die sich als „Leib Christi“ verstehen, je neu Gestalt gewinnt. So sind kirchliche Entscheidungen mit Glaubens-Wahrheits-Anspruch immer wieder nötig und doch auch gewagt, mitunter voreilig und einseitig. Es ist durchaus denkbar, daß sie – als infallible Glaubenssätze formuliert – die untrügliche Wahrheit des Glaubens *lehren* und sie doch nur unzureichend *bezeugen*, weil in ihrer Formulierung nur noch wenig davon spürbar wird, wie die Wahrheit des Glaubens gesagt und angenommen werden will: als die unendlich verheißungsvolle Herausforderung zur Christusnachfolge. Wo immer man sich mit der Zusammenstellung und der „Weitergabe“ infallibler (oder authentischer) Glaubenssätze begnügt, so als sei damit das verlässliche Glaubensfundament sichergestellt, da nähme man die *Intention* – die Ausrichtung, die Spannung – der Glaubenswahrheit nicht ernst genug: ihre Ausrichtung von dem her und auf den hin, der die Wahrheit ist, der sie ist als der Weg zum Leben, das in seinen Spuren gesucht und gefunden werden will.

Daraus ergibt sich eine grundlegende glaubenshermeneutische Regel, die im Umgang mit der kirchlichen Lehrüberlieferung – und so etwa auch mit dem *Katechismus der Katholischen Kirche* – zu befolgen wäre. Man



könnte sie so formulieren: Glaubens- und kirchliche Lehrüberlieferung hat ihren Sinn darin, Christus-Nachfolge zu ermöglichen. Deshalb sind die überlieferten Lehren und Glaubenssätze – seien sie infallibel oder authentisch oder auch nur als mehr oder weniger unangefochtene theologische Überzeugung formuliert – so zu lesen, daß sie von der Weggemeinschaft des Volkes Gottes als verlässlich-verheißungsvolle Weg-Wahrheit *begangen* werden können. So wird das Glaubens-Depositum dagegen geschützt, zu einem versteinerten Fundament zu werden, das nur noch „stabil“ ist, aber nichts mehr hervorbringt.

Hanna-Renate  
Laurien  
Was ist  
Wahrheit?

Vom Mißbrauch der  
Wahrheit durch  
Herrschende

*Wer sind die „Herrschenden“, wenn vom Mißbrauch der Macht durch diese gesprochen wird? Sind es nur Machthaber und Regierende, die, wie Pilatus, gegen ihre Überzeugung und gegen die Wahrheit entscheiden, um ihre Macht nicht zu gefährden und sie zu festigen? In demokratischen Gesellschaften scheint hier Mißbrauch in aller Regel „aufzufliegen“. Gefährlicher scheint beinahe der Machtmißbrauch durch manche Fernsehberichterstatter, Verfasser von Zeitungsglossen und andere „Meinungsbildner“. Diese Probleme werden im folgenden von einer seit langem in hoher politischer Verantwortung stehenden Frau dargestellt und analysiert.* red

Macht und  
Machtmißbrauch

Eine Vorbemerkung: Ich habe die mir mitgeteilte Überschrift „Der Mißbrauch der Wahrheit durch die Herrschenden“ verändert. Der bestimmte Artikel, und gar noch verbunden mit dem kollektivierenden „die“ verabsolutiert, gerät in die Gefahr, ein Feindbild der Herrschenden zu zeichnen und Macht und Wahrheit grundsätzlich zu trennen. Sie sind zwar auf dieser Welt nie zur vollen Identität zu bringen – diese Identität ist die Wirklichkeit Gottes –; aber gerade in dieser Welt werden gute, befreiende, notwendige Ideen und Konzepte ohne Macht niemals Wirklichkeit. So sind Wahrheit und Macht durchaus differenziert aufeinander zu beziehen. Mißbräuche sind konkrete Gefährdung, sind aber nicht der „Regelfall“.

Unstreitig: Die Möglichkeiten des Mißbrauchs sind zahlreich; Macht kann eingesetzt werden, um eine „Wahrheit“ zu unterdrücken oder durchzusetzen; etwas kann als „Wahrheit“ vertreten werden, um Macht zu stärken.